

Das Magazin

für

• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • Herausgeber: Franz Philips • • • • •

No. 11. • 71. Jahrgang.
• 1902. 15. März. •

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur
Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

~ ~ ~ ~ ~ Inhalt: ~ ~ ~ ~ ~

Stefan Zweig	Victor Hugo als Lyriker
Paul Günther, Otto Albert Schneider	Gedichte
Julius Konif. von Boeßlin	Figeni Drama in vier Akten.
Dolorosa	Erster jungjüdischer Abend
Bücherchau.	



Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste) sowie direkt vom Verlage des Magazin, Zimmerstr. 29. Redaktion: Berlin W. 57, Culmstr. 37.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark; bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Victor Hugo als Lyriker.

Von Stefan Zweig.

In seinem Jugendroman „Man d'Islande“ hat Victor Hugo den letzten Abkömmling eines sagenfernen Riesengeschlechtes geschildert, der in einsamer Größe inmitten einer fremden Zeit und kleiner Menschen steht. Und so waren auch seine eigenen letzten Jahre. Es liegt eine eigentümliche Gewalt in dem Gedanken, daß die gleiche Hand, die dem großen Eroberer bei seinem Siegeszuge jubelnd zuwinkte, sich noch dereinst in unverföhnlichem Hasse gegen Napoleon III., den „Mürpator seines Namens“ ballte. Aber auch der Dichter stand mit seiner erstaunlichen Vielseitigkeit und ausgeprägten Männlichkeit einsam über den Richtungen des modernen Frankreich, einsam wie sein Held, der Abkömmling Jngelph des Vertilgers, der niemanden kennt, dem er sein großes Vermächtnis anvertrauen darf. Noch heute ist es uns nicht gegeben, Hugos ganzes Schaffen zu überschauen; trotz ihrer achtundvierzig Bände ist die „editio ne varietur“ seiner Werke nicht abgeschlossen und seine Nachlaßmanuskripte aus der Zeit des Exils — abgesehen von der ausgebreiteten Korrespondenz — sind noch nicht erschöpft; über das Grab hinaus reicht noch Victor Hugos Stimme zu seiner Nation. Das giebt vielleicht schon einen undeutlichen Begriff von der vielseitigen Geistesfähigkeit und raschen Produktion des Dichters. Lyrik, Dramatik, Roman, Novelle, Politik und Philosophie — alle diese Fäden liefen in seiner starken Hand zusammen, die sie zu einem unlöslichen Knoten verknüpfte.

Viel von seinen Werken ist heute allerdings schon Litteraturgeschichte und Nationalbesitz geworden. Den theoretischen Philosophen hat man von jeher stillschweigend ad acta gelegt und seine Romane, insbesondere „Notre Dame de Paris“ und „Bug-Jargal“ haben den Weg der „Drei Musketiere“ und des „Grafen von Monte-Christo“ genommen, sie sind populäre und unveränderlich wirkungsvolle Unterhaltungslektüre geworden. Und an seinen Dramen hat sich das Schicksal erfüllt, das ihnen der kunstvolle Theaterapparat bestimmte, der um einer starken Momentwirkung halber mit balladenhaften Kunstmitteln, wie verwechselten Giften, geheimen Thüren zc. arbeitete — sie sind Opernlibretti geworden und recht gute, so Rigoletto, Herraui und Ruy-Blas. Lebendige Verbreitung ist in größerem Maßstabe nur mehr seiner Lyrik gegeben, weil der rein subjektive Ausdruck einer überragenden Persönlichkeit keinem Veralteten unterliegt und weil Victor Hugo in seinen Gedichten noch heute vielfach Führer und Revolutionär ist. Denn wer in ein intimeres Verhältnis zur französischen Lyrik der letzten zwei Jahrzehnte getreten ist, wird in ihr viele Tendenzen verwirklicht finden, welche die Technik Victor Hugos in skizzenhaften Grundlinien andeutete.

In ihrem größten und wertvollsten Teile ist seine Lyrik Tendenzdichtung und läßt sich gerecht eigentlich nur von einem relativen Standpunkte, aus der Stimmung ihrer Entstehungszeit, bewerten. Man hat Hugo ein-

mal den „journaliste épique de son siècle“ genannt und das Wort hat seine Richtigkeit, denn seine Politik stellt keine ungebrochene Linie dar, sondern ist nur der Momentanausdruck des allgemeinen Volkswillens. Er ist nie als Prophet und Initiator seiner Zeit voraus, er ist kein Ruf, sondern nur Wiederhall des dumpfen Grollens der Opposition in der Menge, „une cloche retentissante, dont les plus grandes, ou pour mieux dire, les plus grosses idées de la première moitié de ce siècle sont venues tour a tour tirer la corde“ wie Jules Lemaitre einmal sagte. Aber man darf diesen Wankelmuth nicht als Charakterlosigkeit oder Opportunismus nehmen, es ist nur die Unbeständigkeit eines heißsprudelnden französischen Temperaments, das jeder Augenblickswallung widerstandstos erliegt. Seine Anteilnahme ist ehrlich, bewußt ist nur der verstofflene Seitenblick auf die Wirkung der Verse. Die aber war nie eine politische, sondern ist fast ausnahmslos eine literarische geblieben. Um die berühmte Staatsfähigkeitlichkeit von Bérangers Chansons zu bekommen, fehlte den Gedichten die übermütige leichte Sangbarkeit und die naive Volksperspektive. Victor Hugos Lieder waren gedanklich zu sehr belastet, um populär zu werden und die immense synthetische Fähigkeit des Dichters, selbst flüchtige Tagesereignisse in gewaltigen, weitreichenden Zusammenhängen darzustellen, arbeitete dem Augenblicksbedürfnis entgegen.

Aber sie sind darum nicht wertlos geblieben, denn ein gewaltiges Stück intimer französischer Geschichte liegt in ihnen versteinert. Alle die geheimen Fluktuationen und Bewegungen im Volke, die dem objektiven Historiker entgehen, haben sich in Hugos subjektiven Empfindungen festgebaut erhalten. Nur seine erste Periode, den Royalismus, den er in seinen „Odes et ballades“ bekundet, darf man nicht zu ernst nehmen. Er ist nicht mehr als die Frucht der Erziehung im Hause eines royalistischen Generals und das naive Glaubensbekenntnis eines Romantikers, der die Ästhetik des ancien régime, den Glanz des geschiedenen Königtums bestaunt. Sich selbst und seine Zeit offenbart Victor Hugo erst in „Les orientales“. Man kann noch heute, wenn man die stürmische Begeisterung des ganzen gebildeten Europa für das Philhellenentum abrechnet, die sensationelle Wirkung des Buches verstehen, das eine neue Welt der Farben und der Töne für die französische Dichtung fand. Die brennende Glut des Orients ist in dieser grellen Bilderflut, dem nie gezeigten Flammenspiel von neugefundenem Metaphern eingeschlossen und die deutschen Tropengedichte Ferdinand Freiligraths können nur einen matten Begriß dieser Fülle geben, die diese Verse überglüht. Die Bewunderung für das Grandiose und Heldenhafte, welche dieses Buch durchpulst, klingt auch in seinem nächsten Bande, den „chants de crépuscule“, aber hier konzentriert sich die Begeisterung auf einen Mann, „den einzigen Mann des Jahrhunderts“. Und ein Vergleich

des Erscheinungsjahres mit den gleichzeitigen politischen Strömungen in Frankreich beweist, daß diese stürmische Verehrung Bonapartes damals keine Subjektivererscheinung war. In eherner Größe erhebt sich in Hugos Versen die Gestalt des Imperators, dessen Vorzüge er ebenso übertreibt, wie Jules Barbier seine Schwächen geißelt. Und in diesen Oden, insbesondere in der schwungvollen „A la colonne“ gewinnt seine Lyrik eine überzeugende und starke Gewalt; hier sind Gedichte, die den Vergleich mit der weltberühmten Napoleonode Manzonis nicht zu scheuen haben und einen Gipfelpunkt der Klassizität bedeuten. Alles tritt hinter dieser überwältigenden Gestalt zurück, das Republikanertum deutet Hugo nur in matten Strichen an, die dann späterhin in den grellsten Farben ausgeführt werden sollten. Erst 1848, gleichzeitig mit der breiten Volksmasse gewinnt er intensives Interesse dafür, das sich in positive Politik umsetzt. Er strebt Lamartine nach, bewirbt sich um ein Ministerportefeuille, ohne es aber zu erhalten. Dazu kommen noch verschiedene politische Differenzen, die dann alle in seinem furchtbar satirischen Gedichtbuch „Les ebatisments“ ausgetragen wurden. Wohl selten ist so viel mitteilungsloser Haß in ein Buch gepreßt worden, als in diese Verse, die einen wilden Ausbruch eines rücksichtslosen janskulottenhaften Republikanertums bekunden. Dieser Spott hat nichts mehr von der gallischen Neckerei, er ist nicht mehr raillerie und plaisanterie, sondern eine so schneidende und besinnungslos wütende Hohnfundgebung, daß sie die Landesverweisung begreiflich macht. Mit gewaltigen Worten kämpft Hugo gegen die klerikale Presse, jede Tagesnotiz aus der Presse, jene Parlamentssituation bietet ihm neuen Anlaß, seine Feinde an den Pranger zu stellen und der ehemalige Royalist schwelgt in Schmähworten gegen die Könige, die er Ungeheuer, Banditen, Vampyre, Tiger nennt oder als Flöhe gegenüber der Volksmajestät verispottet. Aber dies alles ist nur Vorspiel und Vorbereitung, denn seinen heiligsten Manneshab schleudert er dem Luis Napoleon entgegen. Und hier verliert Hugo alles Phrasentum in der Glut seines Hornes und seine Verse gewinnen eine furchtbare und grandiose Schönheit. „Done c'est fait. Dôt rougir de honte le canon — Toi nain immonde accroupi à son throne“ — mit diesen ehernen Versen begrüßt er die Nachricht von der Krönung Napoleons. Und in den „ultima verba“ gipfelt dann die majestätische Gewalt des Buches. Da kündigt der Dichter, der einst gesagt, man könne ebenso wenig im Exil leben, wie ohne Nahrung, seinem Feinde an, daß er lieber nie sein Vaterland wiedersehen wolle, als seinen Haß aufgeben. Und er schließt mit den unvergeßlichen Versen:

Si l'on est plus que mille, eh bien, j'en suis. Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encore Sylla
S'ils en demeurent dix, je serais le dixième
Et s'il n'en reste qu'un, je serais celui-la!

Hier ist aber gleichzeitig Gipfel und Absturz seiner Tendenzpoesie. Im Jahre 1870 verkörpert er wieder die Allgemeinstimmung und verkündet einen Chauvinismus, zu dem er sich als Nationalpoet verpflichtet glaubte. Die Verse aus jener Zeit sind leere Jansfaronnaden wie „nous sommes vaincus, mais j'attends la revanche“ oder „la France vainera, puisqu'elle est lumière“. Langsam wird die Zeit für ihn zu eng. Er verflucht mit den Ereignissen, so wie er an ihnen gewachsen ist.

Victor Hugo spricht in seinen Gedichten wie ein Volksredner von der Tribüne. Alle Dinge nimmt er von ihrer kräftigsten und augenfälligsten Seite, trägt ihre Farben dick und überladen auf, vergrößert die Kontraste und gewinnt nach und nach eine gewisse Freude an der Übertreibung, etwa wie die französischen Karikaturisten. Er will mehr überwältigen, als überzeugen. Wie jeder Vielredner und Pathetiker steigert er dermaßen die Konsequenzen des Grundgedankens, daß er ihn selbst oft aus dem Auge verliert, dazu blendet er durch seine unerreichte Virtuosität der Form. Ein Bild jagt das andere, die Metaphern drängen sich ineinander, immer neue Gedankengänge tauchen auf und verwirren sich, und nach der letzten Zeile hat man oft nur mehr das dumpfe Dröhnen des Rhythmus im Ohr. Sicherlich liegt Hugos Meisterschaft mehr auf dem Gebiet der künstlerischen Darstellung als in der Verdichtung der Gefühle; der großzügige epische Stil gelingt ihm darum am besten. Man denke nur an die große Rede des Cromwell im fünften Akte oder vor allem an den ungeheuren Komplex der „Légende du siècle“, diesen unvergleichlich großen Plan einer modernen Ilias, die mit wahrhaft dantesker Gewalt die verstreuten Episoden der Weltgeschichte in eine einheitliche Form drängen will. Und wenn man Hugos Größe messen will, so muß man bei diesem Werke beginnen, an dem er vierundzwanzig Jahre lang geschaffen hat und dem man noch heute nichts gleichadliges entgegenzustellen vermag.

In einen solchen unererschöpflichen Gedankenkomplex konnte sich nur ein Vollendeter wagen, dem die Widerstandslosigkeit des Materiales die mühelose Entwicklung der Idee verbürgte. In dieser spielerischen arbeitslosen Bewältigung des Verses hat noch kein zweiter Franzose Victor Hugo erreicht, seine Form ist noch heute Vorbild und Vollendung. Sie hat sich wol nuanciert: in Baudelaire's Versen hat sie sich zur unbeweglichen klassischstrengen Marmorfalte verdichtet, um dann später bei Stéphane Mallarmé, dem erlesensten der französischen Artisten, Selbstzweck zu werden, ein kunstvolles Gefäß ohne Inhalt. Aber gerade die verblüffende Vielseitigkeit und musikalische Geschmeidigkeit der Anpassung fehlt ihnen allen, jene unererschöpfliche Reinzülle, die einen weniger reflektierenden Dichter, eine weniger ausgeprägte Persönlichkeit zu selbstgenügsamen Virtuositum verführt hätte. Eines seiner kunstvollsten Gedichte heißt „Les djinns“ und stellt das Vorbeiziehen der bösen Geister im Sturme dar. Zuerst ist tiefe Stille, stummer Friede:

Murs, ville
Et port
Asile
De mort
Mer grise
Ou brise
La brise
Tout dort.

Die nächste Strophe ist schon breiter und rhythmisch bewegter. Ein jernes Brausen naht und leise Worte im Sturme. Und die weiteren Strophen werden immer farbiger und überhäufte, je näher das Geisterheer herankommt, man hört das Brüllen des Kindes in den Worten, das Schreien der Stimmen und die angsterfüllten Rufe der Menschen, alles in wirrem Durcheinanderjagen und Lärmen. Langsam ziehen sie vorbei; es wird wieder stiller, die jähe, wildtobende Geistermusik dämpft sich zu

sanfter Harmonie. Der Wind verklingt in der Ferne, es ist wieder Ruhe und die letzte Strophe verströmt wieder leise und andeutend wie die erste.

Solche Gedichte zählen aber bei Victor Hugo doch zu den Ausnahmen. Er liebt einen feststehenden sonoren Rhythmus in den Gedichten; „j'ajoute à ma lyre une corde d'airain“ sagt er selbst und dieser erzene Klang giebt allen seinen Versen eine Männlichkeit, die der französischen Lyrik fremd war und wieder fremd geworden ist. Er kennt nicht die graziöse Zierlichkeit des Watteau, er liebt die kernige charakteristische Art Meister Dürers, dem er auch ein schönes Gedicht gewidmet hat. Sein Schaffen ist vielfach programmatisch, zumindest aber stets selbstbespiegelnd; an zahlreichen Stellen schämt er sich selbst ein und er hat nur wenige Bände herausgegeben, ohne sie mit breiten und erklärenden Vorreden zu versehen. In dieser sicheren Geberde verrät er aber, wie bewußt sein Schaffen ist und wie groß der Abstand ist, der ihn vom naiven Lyriker entfernt. Ein Stimmungsgebidht ohne das Rückgrat einer bewußten Reflexion, so wie sie Paul Verlaine geschaffen, wird man unter seinen viertausend Seiten Lyrik vergeblich suchen, denn er ist nie Träumer und tatenloser Melancholiker. Und hier liegt sein Hauptvorzug. Er sieht alle Dinge in scharfem klarem Licht und weiß sie auch mit unnachahmlicher realistischer Prägnanz darzustellen; selbst seine schlichtesten Liebesgedichte haben immer ernste Würde und nur selten das sanft vergeitende clair-obscur mit seiner süßen Unbestimmtheit. Der Romantiker hätte sicherlich kein Verhältnis mehr zur modernen Neuromantik gefunden, die in der Beschränkung leiser Dämmerungsgefühle auf wenige Zeilen Vollendung und Ziel sucht; seine Ideale wenden sich nicht zur Subtilkunst, sondern zur kraftvollen Klassizität, die sich in breiten gedankenschweren Versen, grandios und oft auch grotesk auslebt:

Il faut que par instants on frissonne et qu'on voie
Tout a coup, grave et terrible au passant
Un vers fauve sortir de l'ombre en rougissant.
Il faut, que le poète au semences fécondes
Soit comme ces forêts vertes, fraîches, profondes
Plein de chants, d'amour, du vent et du rayon
Charmantes, où soudain l'on rencontre le lion.

Und solche düstere Gedichte finden sich auch vereinzelt in seiner Lyrik eingesprenkt, so z. B. das packende „intérieur“, aber Victor Hugo ist nur formal strenger Naturalist, seiner idealistischen Natur widerstrebt es, die Dinge im ungeordneten Nebeneinander zu erfassen. Der wundervoll abgeklärte Pantheismus seiner späten Jahre liest in der Welt wie in einer Bibel, die die Formeln aller Wirrnisse und Abweichungen enthält und das große Mitleid das schon die „Meerarbeiter“, seinen sozialen Roman durchklungen hatte, weicht einer ungetrübten reinen Liebe für alle Wesenheiten. Und nicht seine Philosophie allein wird reifer und schlichter in seinem Alter, auch die Weise. Das klingt vielleicht paradox, aber das senile Erschlaffen der Phantasie, die mangelnde Flamme des Temperamentes, all dies wird bei ihm Vorzug, weil es früher Uebertriebenheit war.

Victor Hugo hat sich durch seine einsame Sonderstellung, die sich nie einer einzigen Richtung rastlos einfügte, ein abgeschlossenes und allgemein gangbares Wertungskliche erspart. Und die Meinungen über ihn differieren auf das unglaublichste. Zwischen Charles Algernon Swinburnes übertriebener Einschätzung „the

greatest Frenchman of all time“ und Jules Lemaitres fähler Bemerkung „il avait la chance de vivre longtemps“ liegt ein Abgrund, den nur der Individualgeschmack zu überbrücken vermag. Aber man wird Hugo immer von einem falschen Gesichtswinkel aus beurteilen, wenn man ihn nicht von Frankreich aus verstehen will, aber nicht von jenem Frankreich, daß ihm jetzt lärmende Feste bereitet. Um die lebendige Wirkung seiner Bücher zu erkennen, muß man seine eigene Generation sprechen hören. Ich denke da beispielsweise an die „souvenirs littéraires“ von Maxime du Camp; das beweist eine nette Geschichte: einmal kommt ein Buch von Victor Hugo in die Schule, es wird sofort stückweise gelesen, bewundert und nachgeahmt, das Verbot des Lehrers gegen den „Revolutionär“ hilft ebensowenig wie die Konfiskation der Exemplare, denn die Jugend fühlt einen Dichter, der zu ihnen spricht. Und so wie damals ist er noch heute ein Dichter, der nicht für das abgeschlossene Geschlecht kämpft, sondern auch für das werdende. Und wenn sich auch die jüngste Schule, die Symbolisten und Dekadenten den Festlichkeiten für den Klassiker freudig angeschlossen hat, so beweisen sie aufs neue, daß der Lyriker Victor Hugo unserer Zeit nicht fremd geworden ist, sondern in ihr spricht und weiter schafft wie ein Lebender.

G e d i c h t e.

Erinnerung.

Die Eine hab' ich nie vergessen,
Wenn ich die andern alle auch vergaß,
Die Eine, die ich einst besessen.

Ich träume oft in meinen Nächten
Von ihren Gliedern jung und schlank,
Die sehnsuchtstoll sich mir verflechten.

Von ihren Lippen, die so brennen,
Und deren Ton so liebeszitternd ist,
Wenn weich sie meinen Namen nennen.

Von ihren blonden, blonden Flechten,
Von ihrem Lächeln, müd und krank,
Von unsern tollen Liebesnächten.

Ich hab' so viele schon besessen,
Wie liegt das alles weit, so weit. —
Die Eine kann ich nie vergessen.

Paul Günther.

Ich warne dich.

Ich warne dich, es kommt auch deine Stunde,
Wo irre Sehnsucht rote Blüten treibt —
Dann werden meine Blicke dich besiegen
Und deine Wünsche mir zu Füßen liegen
Wie Wüstenwanderer, mit heißem Munde.

Doch meine Arme werden dich verschmähen
Und meine Worte sollen grausam sein —
Und wie dein Hohn mit süßen Peitschenhieben
Den Lechzenden von deiner Thür getrieben,
So wird dich meine Seele nicht verstehen.

Otto Albert Schneider.